



# Das Manifest

In der Tat erwachen wir an diesem Tag unseres Lebens erst kurz vor Mittag; die Schlafdauer war ungewöhnlich lang. Obwohl wir jeder Möglichkeit genauer Zeitmessung entbehren, lässt sich, gründend auf den Erfahrungen der vergangenen Leben, gut abschätzen, dass es etliche Stunden gewesen sein müssen. Wie auch immer, nunmehr ist es nicht mehr bedeutend.

Den vor uns liegenden Tag betrachten wir durchaus als etwas Besonderes. Denn die Gemeinschaft würde darüber entscheiden, ob sie unsere Idee einer Schule in Betracht zieht. Eigentlich gibt es keinen Grund für eine Ablehnung. Doch wie verhalten sich die Fornburger? Würden alle genauso denken wie die wenigen, denen wir bislang begegnet waren, bliebe unser Angebot keineswegs unvergolten! Jene sähen unsere beginnende Vertrautheit mit ihrer Philosophie; wir dagegen könnten unser Gewissen befrieden, so herzlich aufgenommen und mit einer Unzahl an frei abgegebenen Guttaten beschenkt worden zu sein.

Glücklicherweise schwappt mein Kopf über an Ideen, wie ich mich neben Anniek für diese Gemeinschaft würde nützlich machen können. Zweifelsohne hat jede noch so kleine Hilfe eine immense Bedeutung für die Einheimischen. Und ich habe etwas zu bieten, das den Lebensalltag durchaus erleichtern könnte.

Anniek ist früher als ich aufgestanden und tischt bereits einige Äpfel auf: »Wo hast du die denn her?! Einen Apfelbaum habe ich gar nicht gesehen!«, stelle ich fest.

»Na, dort gleich hinter dem Haus im Hain. Da stehen sogar zwei! Ich musste sie nur pflücken. Und gewaschen habe ich sie im Meer. Sie könnten daher salzig schmecken. Aber das Wasser hier ist sehr sauber!«

»Nun gut, aber trinken sollten wir es trotzdem nicht. Ich nehme an, wir müssen uns Behälter am Dorfbrunnen abfüllen und hier lagern. Zusätzlich können wir eine Zisterne aufstellen, in der sich Regenwasser sammelt. Einer der

Nachteile des Insellebens ist wohl, dass man nicht ständig Frischwasser zur Verfügung hat. Aber das Festland ist ja nicht weit.«

»Also mir macht das gar nichts aus!«, sagt sie stolz und benimmt sich wie ein Kind, das sich nicht den Wert eines offensichtlichen Nachteils wegreden lassen will.

Nach dem bescheidenen, salzigen Frühstück schaue ich die Sonne nahe dem Zenit – es ist Zeit aufzubrechen, um nun endlich den Wert unseres Hierseins zu verhandeln. Ein starkes inneres Bedürfnis mich zu präsentieren dringt aus mir wie Schweißgeruch hervor und infiziert auch Anniek. Wie würde die Gemeinschaft unsere Vorschläge aufnehmen? Mussten wir uns überhaupt profilieren, um anerkannt zu werden? Wäre alles eine Prüfung und jene Reaktion oder Antwort diene unserer Einschätzung?

Wir wissen es nicht, vermuten auch nichts Arglistiges; das ist unbegründet. Ich verdränge meine Zweifel, fühle mich aber immer noch wie zehn Minuten vor einer mündlichen Prüfung im Abitur. Gedankenerfüllt setzen wir das Boot ans Festland über und gehen den uns vertrauten Weg zum Gasthaus. Wohingegen die Stadt selbst eigenartig ruhig scheint, drängen sich eben dort eine Unzahl Personen und schnaterten darauf los. Der Lärm dringt bis nach draußen und kündigt rege Uneinigkeit an. Ein wenig kommt es mir vor wie das gleichermaßen armselige wie unsinnige Gewusel einer irreführten Bevölkerung ohne Führung. Aber vielleicht tue ich mir selbst Unrecht, indem ich von dieser fehlgeleiteten Prämisse aus nach vorne (und eben nicht zurück!) schaue. Vielleicht ist genau diese Form einer anarchistischen, sozusagen in den Tag hineinlebenden Gesellschaft das Heilmittel für diesen kränkelnden Planeten und seinen arroganten und vor Gier tiefend-stinkenden Bewuchs.

In Erwartung, meine Freunde wiederzusehen, trete ich ein und gehe Anniek voran. Beinahe augenblicklich verstummen sämtliche der mit unbedarftem Eifer geführten Diskussionen, die so wirr ineinanderschallten, dass ich bezweifle, irgendjemand habe auch nur irgendetwas davon gehabt. Nun gut.

»Ich hoffe, wir sind nicht zu spät?«, rufe ich in die Runde und glotze nacheinander in mindestens zwanzig Gesichter aller Altersstufen. Einige mehr kenne ich noch gar nicht: Mir fällt auf, dass nur wenige Kinder anwesend sind und die Frauen gegenüber der männlichen Vertretung überwiegen.

»Für Pünktlichkeit«, antwortet mir der aus der Menge hervortretende und die Hand zum Gruß reichende Ogmund: »wird man nicht mehr belohnt. – Stets muss man warten, um voranzukommen. Was für eine schuldige Ironie! Vor allem hätten wir viel mehr vom Leben, wenn nicht ständig zu warten wäre!«

»Dann habt ihr also ... gewartet?«, beschämt es mich.

»So ein Unsinn! Du hast mich missverstanden!«, lacht er und restauriert auch meine Heiterkeit.

»Dann ist es gut, dass wir zur rechten Zeit kommen«, bestätige ich.

»Habt ihr Hunger?«, halts Marcia dazwischen, die ich zwar nicht sehe, aber an ihrer Stimme erkenne. Ich sehe Anniek an und wir verstehen uns:

»Ein wenig. Wir haben leider noch nicht viele Vorräte auf Ibyko, da bleiben nur ein paar Äpfel vom Baum.«

»Dann sucht euch einen freien Tisch, es gibt Hirse-Suppe und Fisch, heute Morgen gefangen.«

Der alte Fischer korrigiert sie: »Na ja, der Reuse entnommen, meint sie.«

Mit einem belastenden Gefühl, von allen angestarrt zu werden, gehe ich mit Anniek an der Hand durch die Menge. Es ist in der Tat eigenartig, als einzige dort zum Essen zu sitzen, während alle anderen um einen herum stehen. Mir wäre es lieber, sie beschäftigten sich irgendwie.

»Hallo, ihr beiden!«, begrüßt uns Oren und stellt uns die Frau an seiner Seite vor: »Dies ist Mathilda, meine Frau!«

»Sey begrüßt, Mathilda!«. Ich erhebe mich und reiche ihr die Hand. »Wie mir Oren erzählte, bist du die Ärztin in Fornburg?!«

»Ja, richtig. Ich freue mich, dich endlich kennenzulernen; Oren kommt abends manchmal gar nicht zur Ruhe, so viel erzählt er von seinem Bekannten aus der Vergangenheit!« – Oren und ich werfen uns verlegene Blicke zu.

»Und natürlich heiße ich auch dich herzlich willkommen!«, lächelt sie zu der Frau an meiner Seite und gibt ihre Hand aus meinem Griff weiter.

»Danke sehr! Ich heiße Anniek.«

Mathilda nickt: »Du wirst also die zukünftige Lehrerin unserer Kinder?«

»Na ja, ich weiß noch nicht«, verstellt sie sich: »Ich hoffe es. Und ihr habt, glaube ich, zwei Kinder?«

»Genau. Aber die sind gerade nicht ...«

»Hier die Suppe! Macht Platz da vorn!«

Marcia drängelt sich durch die Menge und stellt uns beiden je einen Teller köstlich duftender Getreidesuppe vor die Nase. Dazu reicht sie Fisch. Anniek vereinbart mit der freundlichen Mathilda die Fortführung des Gesprächs zu einem späteren Zeitpunkt.

Auch der Rest der Anwesenden kommt nun endlich zur Ruhe und verteilt sich im Raum, was mir die Gelegenheit gibt, meinen Blick zwischen dem Löffeln auf die Menschen zu richten.

Da sind neben den bereits erwähnten Personen auch der Schach-Gegenspieler Sigurd und Yista, die Weberin. Neben diesen gibt es nur noch zwei weitere Personen im Greisenalter, die mir unbekannt sind. Da sie immerzu beisammenstehen, wirken sie auf mich wie ein altes Ehepaar. Während ich Clyde, der ohne seinen Bruder gekommen ist, mit einem Winken begrüße, tut dies Anniek mit Stanislaus, der auf der Couch neben Marwo Platz genommen hat. Darren und Catla sind die einzigen, die ihre Kinder mitgebracht haben und allesamt sehen aus, wie ich sie das letzte Mal im Gundermantal verlassen habe; in dem dichten Gedränge schauen sie jedoch nicht zu mir, sondern haben mit ihren Kindern zu tun. Lita ist ebenfalls anwesend, steht allerdings alleine. Zuletzt gibt es da noch zwei junge Frauen, die sich unterhalten, mir aber ebenfalls unbekannt sind.

Gerade haben wir die Suppe ausgelöffelt und wähen uns in einem Sättigungsgefühl, da bittet Ogmund, der augenscheinlich sowieso immer das erste und letzte Wort zu haben scheint, um Aufmerksamkeit:

»Hört alle her. Hört her!«, ruft er in die sich unterhaltende Menge. »Wir haben heute zwei besondere Gäste unter uns, die den neuesten Zuwachs unserer Gemeinde darstellen. Es sind die beiden dort drüben ...«

Ich stehe auf und sehe unschlüssig in die Menge: »Das sind wir.«

Anniek stellt sich sogleich an meine Seite, sodass wir beide nun den Mittelpunkt des Raumes bilden.

»Und Sie sind der ... Bürgermeister von Fornburg?« – Ein Gelächter bricht aus, das ich nicht nachvollziehen kann. Denn immerhin berechtigen mich meine bisherigen Beobachtungen zu einer solchen Aussage.

»Junger Mann ...! So etwas wie einen Bürgermeister gibt es hier nicht. Niemand steht über irgendwem anderes! Eine einzige, für alle sprechende Stimme, ist bei so wenigen Gemeindemitgliedern auch gar nicht notwendig! Nein, ich habe das Wort ergriffen, weil ich zu den Ältesten zähle und euch beide gerne einführen und vorstellen möchte. Also zeigt weder Pein noch Angst, niemand trachtet euch schaden oder zu erniedrigen!«

Er grinst auf eine unheimliche, aber ehrenwerte Weise. Nur lässt sich nichts Böses erkennen; er muss die Wahrheit sprechen.

»Dann danke ich Ihnen für die einleitenden Worte. Ich nehme an, wenn es keine Obrigkeit gibt, dann auch keine Knechte und Mägde?«

»Nein, junger Mann. Wir sind uns alle selbst Knechte und Mägde!«

»Oder wie die Insassen desselben Gefängnisses«, bringt Marcia den Vergleich: »So teilen wir alle das gleiche Land, die gleiche Luft. Arbeiten alle, um etwas zu essen zu haben und sind als Gemeinschaft sozusagen an jedem Problem gleichermaßen beteiligt.«

»Ebenso, wie wir teilhaben wollen an diesem Treffen und darüber abstimmen müssen«, ergänzt Yista.

»Das ist wahr«, bestätigt auch Ogmund mit einem Kopfnicken und sieht dabei Anniek und mich behütend an. »Und natürlich steht es außer Frage«, fährt er fort, »dass wir immer gerne junge Paare bei uns sesshaft sehen. So bleibt das Gut dieser Gemeinde frisch und ..., wie sagt man, Yista?«

»Der alte Narr will sagen, dass er es gerne sieht, wenn unsere Gemeinschaft wächst.«

»Und was meint ihr beiden?«, ruft Ogmund zu dem mir noch unbekanntem Greisen-Pärchen, das sich bislang unbeteiligt verhält.

Der Mann des Pärchens tritt hervor: »Zunächst einmal freuen auch wir uns, dass es nun ein weiteres junges Paar in Fornburg gibt, insbesondere wenn es

solch' sinnreichen Vorschläge ausspielt. Ich heiße übrigens Bertold, das ist meine Frau Kunrada.«

»Seid unbesorgt über unsere Zurückhaltung«, meldet sich nun auch Kunrada zu Wort: »Unsere Lebensweise ist es, alles vom Hintergrund aus zu beobachten und nicht mit erster, lautester Stimme mitzureden. Das macht uns allerdings nicht zu geistig abschweifenden oder tattrig-zerstreuten Greisen«, lächelt sie Anniek zu.

»Bestimmt nicht«, lächelt sie zurück.

»Und ihr solltet besser nicht auf die beiden hören.«, neckt nun wieder Ogmund in der Blüte seines Ausdrucks: »Bertold und Kunrada sind die ältesten Einwohner von Fornburg; Bertold könnte sogar mein Vater sein! Eigentlich ... weit niemand so genau, wie alt die beiden wirklich sind.«

»Weil es keinen Unterschied bedeutet!«, verteidigt Bertold ernsten Tons seinen Standpunkt und zieht sich in den Schatten der Zimmerecke zurück.

»Vielleicht«, unterbreche ich die Streiterei, »fhrt uns die Diskussion um unseren Vorschlag wieder auf einen gemeinsamen Interessenweg?! Für alle, die uns noch nicht kennen: Wir sind erst ein paar Tage hier und entzückt von der Gastfreundschaft und Großzügigkeit, die ein jeder uns entgegenbringt. Durch unsere Freude darüber, zu diesem Ort gefunden zu haben und dem Drang dahinter, der Gastfreundschaft etwas entgegensetzen zu wollen, kamen wir auf die Idee, diejenigen uns gegebenen Talente in Fornburgs Gemeinschaft einzubringen.« – Ich drehe mich nacheinander allen Anwesenden zu: »Und so könnte meine Frau Anniek eine Schule für die hier lebenden Kinder eröffnen, um ihnen eine Tagesbeschftigung und grundlegende Bildung zu geben. Es wäre ein Gebäude frei, hrten wir? Aus diesem Grund wurden wir zu diesem Treffen gebeten.«

Einen Moment herrscht Stille im Raum, dann sehen die meisten auf Ogmund: »Das mit dem verfügbaren Schulgebäude habe ich vorhin bereits angesprochen. Es gibt ein Haus mitten in Fornburg, das bis vor Kurzem noch von meinem Bruder bewohnt war, bis er starb. Sein hohes Alter wählte ihn aus und er folgte. Wie ihr vielleicht wisst oder nicht wisst: Bei uns wird es schon immer so gehalten, dass leerstehende Gebäude einem öffentlichen Zweck zugeführt oder einem anderen Besitzer überstellt werden. So etwas wie Besitz-Vererbung kennen wir hier nicht. Seine Möbel

und vorrätigen Lebensmittel wurden unter uns verteilt; sein eigentlicher Nachlass, die über die Jahre angehäuften Zeichnungen, Notizen und Tagebücher, wurden in Orens Bibliothek überführt, wo sie sicher für die Zukunft verwahrt werden. Und ich glaube nun, dass dieses Haus der ideale Platz für eine Schule ist.«

Anniek freut sich merklich über dieses Angebot: »Das wäre großartig! Aber habt ihr denn schon darüber abgestimmt, ob ihr überhaupt eine Schule für eure Kinder haben wollt?«, fragt sie in die Runde und hält sich eigentlich nur an die bisher beobachtete Reglementierung.

»Welche Mutter wollte denn keine Schule für ihre Kinder?«, bekundet Mathilda gelassen.

»Nun, ich ..., äh, es gibt Gemeinschaften, die wollen keine gemeinschaftliche Schulbildung für ihre Kinder. Jene bevorzugen den Privatunterricht daheim und dann ...«

»Was wollen Sie unseren Kindern eigentlich beibringen? Haben Sie eine Vorstellung vom Unterricht?«, ruft eine weibliche Stimme aus der Menge. All das wirkt wie ein Spießrutenlauf, ein Test vor vielen Meinungen: Freundlich gehalten aber doch darauf ausgelegt, Haltung und Wissen der Kandidatin zu prüfen. Ich selbst bleibe zunächst unbeteiligt, ahne aber schon, worauf das hinausläuft. Anniek bleibt professionell und antwortet ungeschönt:

»Zunächst würde ich den Kindern, unabhängig von ihrem vorhandenen Bildungsstand oder Alter, die Grundlagen und später auch speziellen Praktiken des Lesens, Schreibens und Kopfrechnens vermitteln. Ich meine damit Handschrift, um einige Schlagwörter zu nennen, weiterhin Kalligrafie, Drucktypen-Geschichte, der richtige Umgang mit Schreibwerkzeugen, Kniffe beim Rechnen und Gleichungslösen. Auch Geometrie und Physik sowie die Grundsätze der Biologie kann ich, bis zu einem gewissen Grad, lehren. Bei Oren würde ich eine umfangreiche Bibliothek vorfinden, in der ich mich gegebenenfalls weiterbilden kann. Der Unterricht muss aber nicht nur aus dem Theoretischen bestehen, sondern wird auch andere lebenswichtige Dinge beinhalten. So könnte ein Tag der Woche dafür eingerichtet werden, handwerkliche Tätigkeiten zu erfahren, die jeder Mensch beherrschen sollte: Nähen, Knoten, Schustern, Stricken, Spinnen, Fischen und so fort.«

Anniek pausiert, um die bisherigen Reaktionen abzuschätzen; doch keiner bewegt sich. Sie setzt ihre Aussage daher etwas beklommen fort: »Weiterhin, so meine ich, könnten die Kinder auch wesentlich mehr in Astronomie einbezogen werden, indem man sie beispielsweise ein Analemma zeichnen lässt und sie dadurch routiniertes und präzises Arbeiten lehrt. Daraus lassen sich Aufgaben ableiten, etwa die Vorhersage des höchsten Sonnenstandes mithilfe des Analemmas. Zuletzt gäbe es sogar die Möglichkeit, durch die Nähe zum Meer etwas über Nautik zu lernen! In einer Welt dieses Freiheitsgrades, wo maßgebende und entfaltbare Vernunft statt hinderliche Verwaltung und unbegründete Richtlinien vorherrschen, sind die Möglichkeiten der Ausbildung unerschöpflich!«

Wieder schaut sie hilflos in die Menge, aber, als wäre es abgesprochen, regt sich keine Seele. Anniek geht davon aus, die Menge noch immer nicht überzeugt zu haben:

»Der Unterricht bei mir würde halbtags dauern, damit die Kinder am Nachmittage noch etwas von ihrer Familie lernen können.«

»Erlaube mir die Frage«, wirft die alte Yista ein: »ob du uns als Bauern für ungebildet hältst und damit die Notwendigkeit des Unterrichts rechtfertigst.«

Konzentriert und besonnen wendet sie sich Yista zu und spricht mit fester und ernster Stimme: »Alles, was ich bisher von Fornburg und seinen Menschen gesehen habe, beeindruckt und überwältigt mich. In keiner Weise denke ich, die hier vorherrschende Philosophie und Gastfreundschaft ginge auf ungebildete Gemüter zurück.«

Sie drückt das in einer Form aus, wie man es nur schlecht wiedergeben kann. Ich muss annehmen, dass ein jeder in diesem Gebäude ihr fraglos glaubt.

»Nur haben wir gesehen«, fährt Anniek fort: »dass es bisher keine Schule gibt. Eine Schule birgt neben dem offensichtlichen Wissenserwerb der Kinder den großen Vorteil, dass die jungen Leute gleichen Alters beieinander sein können, um ihre sozialen Möglichkeiten zu erforschen.«

Wieder dieses Schweigen. Aber ich ahne, was los ist: Diese geheuchelten Fragen nach Annieks Motivation als Lehrerin sind von vornherein als adaptive und nicht ganz ernst gemeinte Farce gedacht. Die hier Anwesenden wollen sie unlängst als



Lehrerin haben und zweifeln keineswegs an ihrer Kompetenz. Umso schärfer sehe ich Ogmund an, der mich sofort wahrnimmt:

»Schon gut, wir hatten unseren Spaß«, offenbart er: »Es wäre ungerecht gegenüber unserem neuen Zuwachs Anniek, sie noch weiter im Ungewissen zu lassen. Tatsächlich haben wir euer Entgegenkommen bereits den ganzen Vormittag debattiert und uns einstimmig entschieden: Selbstverständlich möchten wir dein Angebot mit tausend Ja-Rufen in Anspruch nehmen! Hurra!«

Die Menge atmet auf und jubelt mit Ogmund oder klatscht in die Hände. Auch Anniek fällt plötzlich eine Last von der Seele und freut sich strahlenden Gesichts mit ihren neuen Freunden. Das drückte sie dadurch aus, dass sie mich umarmt und küsst. Dies bedeutete für sie eine ganz neue Zukunft.

»Einen Moment!«, stößt sie vor: »Wie viele Kinder wird das eigentlich betreffen?«

Darren winkt sie zu sich: »Acht sind es, unsere beiden eingeschlossen.«

»Und bald sind es neun!«, bringt Lenn sich lachend ein.

»Ich habe mir seit heute Morgen auch schon einiges überlegt«, richtet Darren sich an Anniek: »wie wir das Schulhaus herrichten könnten, natürlich mit deinen Anweisungen. – Entschuldige, wir hatten uns noch nicht vorgestellt, ich bin bislang nur deinem Partner und seiner Erwähnung von dir begegnet. Ich heiße Darren und das ist meine Familie: Meine Frau Catla und unsere Zwillingsstöchter Teuderun und Hedwig. Meine Aufgabe hier in Fornburg ist, man könnte sagen, Tischler und Zimmermann. Aber ich arbeite auch im Wald, kann Holz beschaffen und bearbeiten. Da gibt es einiges zu reparieren an dem erwähnten Gebäude und wir brauchen ein wenig mehr Holz für Tische, Tafel und Bänke. Vielleicht wäre das der ideale Zeitpunkt«, spricht er nachdenklich, »eine Sägemühle einzurichten, wie ich das schon seit Jahren vorschlage. Mit dem Wasser vom Bach angetrieben, könnte ein Sägeblatt schöne Bretter schneiden, bei nur einem Bruchteil des herkömmlichen Aufwands.«

Mittlerweile hat Darren die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich gezogen.

»Und hier würde ich mich gerne einbringen und meine Fähigkeiten anbieten«, schliesse ich mich an und spreche dabei zu Ogmund und allen anderen im Raum. An-

niek hatte ja bisher ihren Dienst offeriert und wurde akzeptiert. Nun liegt es an mir, etwas vergleichbar Nützlichem anzubieten.

»Auch ich will mich neben meiner Frau natürlich mit Nützlichkeit beweisen und meine speziellen Kenntnisse zum Wohle der Gemeinschaft Fornburgs einbringen.«

Die Leute starren mich an, das scheinen sie wirklich gut zu können.

»Wie ihr nicht wissen könnt – die Geologie ist meine Berufung. Und obschon ich noch nicht lange unter euch weile, bin ich seit jeher ein aufmerksamer Beobachter, und ich sehe Dinge, an denen es fehlt; Dinge, die benötigt werden.«

»Wie kommst du auf die Idee, es würde uns an irgendetwas mangeln?«, fragt Thelan offen in den Raum und die meisten Anwesenden stimmen ihm zu, während andere für meinen Vortrag ein offenes Ohr haben: »Wir können uns selbst kleiden und ernähren, wir leben nicht einmal in Zelten oder Höhlen!«, ergänzt Marwo empört.

»Das stimmt und das sehe ich auch ein ...«, rechtfertige ich mich, darf aber nicht ausreden.

»Wir mögen zwar wie im Mittelalter handwerken und uns ebenso ernähren. Aber uns fehlt zweifelsohne der naive und abergläubische Verstand jener Zeit. Stattdessen haben wir moderne Ansichten, alles überblickende Vernunft und Wahrnehmung. Diese Kombination schafft die idealen Voraussetzungen für eine nachhaltige und gegenwartsorientierte Lebensweise!«, trägt von anderer Stelle Stanislaus vor.

»Und genau deshalb sollte euch doch an neueren, wissenschaftlichen Kenntnissen gelegen sein?! Oder nicht? Ich bin mir sicher, dass diese Gemeinschaft auch fortan auf ihrem bisherigen Stand weiterbestehen wird. Allerdings könnte ich sinnvolle und erleichternde Verbesserungen zuführen – und dies kennzeichnet ja den Fortschritt!«, argumentiere ich verzweifelt. Aber es droht sich bereits das Folgende an:

»Wir wollen keinen Fortschritt!«, ruft es laut und aggressiv von hinten, ich glaube es ist der Fischer. Ogmund versucht die Situation zu beruhigen und spricht mir vernünftig zu:

»Höre: Hier bei uns in Fornburg besteht der Bedarf, die Einsamkeit und das bescheidene Leben weitmöglich zu wahren!«

Noch bevor ich Einspruch erheben kann, fährt er fort: »Für uns ist wichtig, dass jeder sein Leben lebt und darauf abzielt, dass das Dorf weder übermäßig wächst noch zu große Bekanntheit erlangt! Demzufolge wird die Bedeutung von Glück völlig neu definiert: Eine verlorene Ernte beispielsweise ist kein Unglück, denn man teilt sich ja die Lebensmittel und verhungert nicht! Oder ist es Glück, wenn bei Sturm der Baum nicht aufs eigene Haus kracht? Aber selbst wenn, so ist der Schaden schnell repariert und kein großer Schmerz.«

Diese Worte regen mich zum Nachdenken an: Was wir in der Moderne, der hinter mir liegenden Welt, als Pech erachten, wurde hier bedeutungslos: ein Strafzettel wegen überhöhter Geschwindigkeit mit dem Auto? Versicherungsstreitigkeiten und anderer juristischer Blödsinn? Eine unrechtlige Abmahnung wegen irgendetwas? Der erdrückende, die eigenen Schwächen erforschende Zwang, sich durchweg in Prestige verlieren und profilieren zu müssen, um etwas darzustellen; wer zu sein? – Hier unbedeutend!

Manche mögen die in Fornburg gelebte und einfache Lebensweise (oder die Vorstellung derselben) als zu romantisch oder idealisiert, beinahe utopisch halten. Ich selbst halte sie schlichtweg für möglich und ebenso wenig abzulehnen wie die Aussage, es gebe kein außerirdisches Leben. Keinem sollte eingeredet werden, er könne eine Selbstversorgung ganz alleine für sich aufbauen: Vollständig sein eigenes Essen anbauen, Kleidung herstellen und das Haus instand setzen! Dafür dient die kleine Gemeinschaft um ihn herum und ein Prinzip namens Arbeitsteilung. Und obwohl manche diese einfache Lebensweise als Rückfall deuten werden, käme mir niemals der Gedanke, einen Bauern wegen seiner grundlegenden Arbeiten zu erniedrigen! Ganz im Gegenteil: Wer das Land zu nutzen weiß und selbstständig die meisten der Handwerke selbst verrichten kann – der wird überleben, denn er ist jemandem überlegen, der einen Computer bedienen kann. Trotzdem versteht man mich hier falsch und Ogmund geht weiter ins Detail, um mir seine, und in Vertretung die aller anderen, Ansicht verständlich vorzutragen:

»Wir müssen in der Tat zusehen, die Prozesse einfach zu halten: Greifen, bildlich gesprochen, zu viele Zahnräder ineinander, werden die Sachen rasch kompliziert und können niemals von Dauer sein! Das Gebilde wird eine Weile arbeiten, aber irgendwann zerbrechen oder zum Stillstand kommen. Auch wenn man ein Bund Haare in eine knifflige Maschine wirft, wird diese zunächst weiterlaufen, aber schließlich ihre Funktionalität einbüßen, da die Haare sich um die beweglichen Teile wickeln. Das einfache Modell sieht dagegen nur zwei Zahnräder vor, die leicht überblickt und gewartet werden können. Und dies ist die Formel für einen dauerhaften und harmonisierenden Zustand! In der Wirtschaft dagegen ...«

»Halt ein!«, rufe ich nun endgültig, die Predigt unterbrechend: »Es geht gar nicht um Geld! Oder die Einführung einer Wirtschaft!«

Er verstummt. »Dachtet ihr wirklich, ich will hier eine monetäre Ökonomie einrichten? Puh, Leute! Nichts dergleichen! Ich verachte dieses destruktive und menschenverachtende Treiben! Dass es hier nicht vorsteht, macht Fornburg erst so attraktiv für mich! Nein, in meinem Vorschlag geht es ›nicht‹ um Geld! Bitte, lasst mich jetzt ausreden!«

»Recht hat er!«, bringt sich plötzlich Lita ins Gespräch ein und kritisiert Ogmunds rabiates Vorgehen: »Hättet ihr ihn nur am Anfang aussprechen lassen! Sage uns, was du vorhast!«

»Nun, äh, danke, Lita. Ich wollte ursprünglich eigentlich auf meine Beobachtung hinweisen, dass viele der Häuser Fornburgs an einigen Stellen baufällig wirken. Ich sehe, sie bestehen aus Holz, Steinen, Lehm und Stroh. Aber die Fenster sind hin und wieder angebrochen und nicht ersetzt, teilweise mit einer Lehmfüllung abgedichtet. Ich gehe deswegen davon aus, dass ihr keine Glashütte unterhaltet?«

»Ja, das ist ja ...«, flüstert jemand. Ein anderer grübelte: »Glas! Das wäre etwas!«

»Eine Glashütte haben wir nicht. Wie könnten wir etwas so Fortschrittliches haben?«, leuchten Lenns Augen: »Sag, du weißt wie man Glas herstellt?«

Er kommt auf mich zu. Es scheint, als habe ich einen Schatz angesprochen, der für die Fornburger bislang unerreichbar war.

»Ich sehe, liebe Freunde, dass euch das interessiert. Die Produktion von Glas ist nicht schwer, die richtigen geologischen Kenntnisse vorausgesetzt, die ich habe, oder vielmehr nach einer Erkundung der Region anbieten kann. Denkt nur, wie viele Fensterscheiben sich damit ersetzen ließen!«, rege ich an.

»Du machst dir keine Vorstellung!«, antwortet Mathilda und tritt aus dem Schatten bis ganz dicht vor mein Gesicht: »Wir brauchten weniger das Glas für neue Fensterscheiben als vielmehr für sterile, verschließbare, wasserdichte Gefäße. Für Arznei und Verbandsmaterial!«

»Und für allerlei Zutaten, aus denen ich Medikamente herstelle!«, ergänzt Catla.

»Und für unsere Reagenzien!«, sprechen zwei junge Leute fast gleichzeitig, die ein Paar zu sein scheinen: »Dürfen auch wir uns nun vorstellen? Ich heiße Karimor, das ist meine Frau Admete. Wir leben am westlichen Ausgang der Siedlung.«

»Ich grüße euch! – Für Reagenzien braucht ihr Glas, sagtet ihr? Was arbeitet ihr denn?«

»Wir betreiben so etwas wie ... eine Erfinderwerkstatt«, gibt Admete verlegen zu.

»Eine Erfinderwerkstatt? Das ist ungewöhnlich. Und was genau tut ihr so? Ihr hantiert mit Chemie, wie ich das verstehe?« – Sie nicken. »Das ist nicht schlecht! Dann können wir uns gewiss austauschen, was die Gewinnung von Glas angeht. Vielleicht könntet ihr mir auch helfen, eine geeignete Ofenanlage zu konstruieren?«

Wir werden in diesem Punkt schnell einstimmig. Aber eines verstehe ich noch immer nicht: »Wenn Glas bei euch so eine Mangelware ist und auch niemand etwas von der Herstellung weiß – woher kommen dann die Fensterscheiben und Trinkgläser, die ich sehe?«

»Altbestand!«, ruft mir Marcia zu: »Das kommt nicht von uns; es war schon da! Und seitdem sehen wir zu, dass möglichst wenig davon Jahr für Jahr zerbricht, weil es sich nicht ersetzen lässt!«

»Na ja, kaum«, wird sie von Oren korrigiert: »Ihr müsst wissen, alle Jahre verirrt sich ein Händlerkarren nach Fornburg, mit dem wir manchmal Gläser oder Flaschen eintauschen können, die dann möglichst sinnvoll unter uns aufgeteilt werden.

Allerdings geben die meisten dieser reisenden Händler an, gar nicht Fornburg gezielt erreichen zu wollen, geschweige denn von dessen Existenz gewusst zu haben! Oft folgen sie nur dem auffälligen Bach ›Rebenschild‹, der aus den Bergen fließt, zur Küste. Von daher ist jedes Zusammentreffen eher dem Zufall geschuldet.«

»Verstehe«, bestätige ich diese Aufklärung.

»Was werden wir denn an Werkstoffen brauchen, um Glas herzustellen?«, will Sigurd wissen, und ich spiele mein Wissen aus:

»Diese nicht-industrielle Methode der Herstellung von Glas wurde vor Hunderten Jahren betrieben und erzeugt sogenanntes Waldglas. Wichtig sind vor allem ein möglichst reiner Quarz-Sand als Ausgangsstoff sowie Pottasche als Flussmittel zum Herabsetzen des Schmelzpunktes der Glasmasse. Mögliche geeignete Sand- oder Sandstein-Vorkommen muss ich zunächst in der Region ausfindig machen. Das Glas wäre dann gegebenenfalls durch natürliche Eisenoxide im Sand stets grünlich gefärbt. Pottasche, also Kaliumkarbonat, lässt sich durch Veraschen von Pflanzen und Eindampfen des Suds gewinnen. Vorteilhaft wäre des Weiteren Buchenholz zum Befeuern der Glasmasse bis zur Siedetemperatur. Vielleicht weiß Darren als Holzkundiger, wo wir solche Bäume finden? Etwas Kalkstein wäre auch nicht verkehrt, das dient zum Härten des Glases, ist aber eine optionale Zutat. Das eigentliche Herstellungsverfahren ist umständlich und erfordert Feingefühl. Es ist aber auch kein Geheimnis. Ich hoffe, etwas Genaueres in Orens Bibliothek lesen zu können. Ansonsten lassen sich die besten Misch-Verhältnisse der Zutaten durch Probieren herausfinden. Soweit die Theorie.«

Die Menge stimmt mit einer weitreichenden Hoffnung in die Idee ein und will sich bestmöglich für den Erfolg des Unternehmens einsetzen. Admete und Karimor versprechen, einen geeigneten Ofen zu entwerfen, während Clyde und Herold sich um die Fertigung von Glasmacher-Werkzeugen nach meiner Anleitung bemühen wollen.

»Wenn es uns gelingt, gute Pottasche zu erzeugen, können wir sie auch für andere Dinge im täglichen Leben verwenden, nicht nur für die Glashütte! Zum Beispiel zum Waschen, als Dünge- oder Backtriebmittel. Das müsste euch doch interessieren, Lita? Soweit ich weiß, kann man mit zugesetzter Pottasche vor allem lockere

Teige anrichten. Es wäre sogar einen Versuch wert, Soda-ähnliche Pottasche aus den wahrscheinlich salzhaltigen Pflanzen in Küstennähe zu gewinnen. Alles, was wir dafür brauchen, ist hier gegeben!«

In der Tat wird die Menge auffällig ungeduldig und will am liebsten sofort anfangen, das Gesagte in Arbeit umzusetzen. Stattdessen beruhige ich sie und berichte, dass eine umfassende Vorbereitung notwendig sey. Vor allem müsste ich mich zunächst in der Umgebung umsehen, ob wir alle Rohstoffe abbauen oder würden finden können:

»Ich gehe davon aus, dass es keine geologischen oder detaillierten topografischen Karten der Gegend gibt?« – Oren verneinte das.

»Dann werde ich einige Tage, vielleicht Wochen benötigen, um die Gegend zu kartografieren. Ohne das wird es nicht gehen. Erst dann können wir den Ofen bauen und ihn mit Rohstoffen füttern. Was ich euch also anbiete, ist eine Idee, die wir nach und nach erst umsetzen werden – keinesfalls sofort!«

Das sehen auch alle ein, ungezügelt ist ihr Eifer dennoch. Die bloße Aussicht auf eine eigene, unabhängige Glasproduktion macht sie ganz ungehalten. Scheinbar habe ich damit genau ins Schwarze getroffen. In Gedanken male ich mir aus, wie ich die Landschaft erforsche und mögliche Rohstoffquellen in einer Karte vermerke. Schließlich kommt mir noch ein weiterer Gedanke:

»Darf ich um euer Gehör abermals bitten? – Die Glashütte ist also entschiedene Sache und setzt eine Art Rohstoff oder wenigstens geologische Karte voraus, die ich anfertigen will. Wenn ich aber schon einmal dabei bin, könnte ich noch nach weiteren Rohstoffen Ausschau halten. Gleichwohl kann ich sie nicht versprechen.«

»Was meinst du?«, fragt Lenn.

»Ich meine so etwas wie Salz, Kohle, Schwefel, Salpeter oder sogar besseres Erz. Ich habe gesehen, die Schmiede wird mit Torf und Holz befeuert? Falls ich abbauwürdige Kohlevorkommen finde – was ich allerdings nicht glaube –, könnte man damit die Schmiede viel heißer und länger befeuern. Andernfalls könnte man über die Anlage einer kleinen Köhlerhütte nachdenken, um Holzkohle für diese eine Schmiede zu brennen.« Ich wende mich an Clyde: »Ich nehme an, das Ausgangsmaterial für alle Metallprodukte ist Raseneisenerz?«

»Es sind solche rostbraunen, schweren Klumpen, die wir aus dem Boden ausgraben, manchmal auch nur aufsammeln«, antwortet er, »Aber es findet sich nur wenig in der Umgebung.«

»Das ›ist‹ Raseneisenerz! Ein minderwertiges Erz. Vielleicht kann ich etwas mit einem höheren Eisengehalt finden. Ich will jedenfalls danach suchen.«

Wieder mache ich eine Notiz auf einem Zettel, da ich nun am Tresen sitze und Lenn um etwas zum Schreiben gebeten hatte.

»Salpeter und Schwefel ist nützlich für allerlei Dinge, aber, wie gesagt, muss ich erst danach suchen. Was das Salz angeht – gewinnt ihr es aus dem Meer? Oder womit pökelt ihr?«

»Gar nicht. Wir haben kein Salz. Große Fleischstücke werden geräuchert.«

»Nun gut«, notiere ich erneut auf meinem Zettel, »Vielleicht wäre es gut, auch etwas davon zu gewinnen, nicht nur fürs Pökeln. Es aus dem Meer in großen Pfannen auszusieden, ist keine große Angelegenheit. Vielleicht ließe sich die Arbeit auch teilen, dann wären alle mit den neuen Verfahren vertraut?« – Ein allgemeines Bejahren raunt durch das Zimmer.

»Eine letztes Anliegen noch: Ich habe in Fornburg eine Mühle gesehen. Ist das eine Getreidemühle?«

»Ja, unser Vater betreibt sie«, antwortet eine junge Frau, die ich nicht kenne: »Mein Name ist Ginde, ich bestelle mit meinem Mann Tjelve das Feld zwischen Markt und Mühle. Und mein Vater wartet die Mechanik der Mühle und betreibt sie.«

»Ist er heute hier? Weiß er, ob das Mühlrad aus Holz ist?«

»Ja, das ist es«, bestätigt Herold: »Aber es ist fürs Zerreiben der Körner stets zu weich, also habe ich einen Blechverschlag darumgehämmert. Das Blech wiederum ist zu glatt — es quetscht die Körner am Rand heraus, anstatt sie zu zerreiben. Eine gute Lösung ist das nicht. Und jedes Jahr derselbe Ärger mit diesem Mühlrad. Wieso fragst du? Weißt du, wie man das verbessern kann?«

Ich grinse, während ich auf meinem Zettel kritzle: »Was haltet ihr von einem neuen Mühlrad? Alles, was wir brauchen, ist ein möglichst hart zementierter Sandstein ohne Klüfte, aus dem wir dann ein Mühlrad herausschlagen. Falls ich eine geeignete Stelle finde, dürfte es ein gewaltiger Kraftakt werden, den Rohstein heranzu-



transportieren. Aber ›falls‹ wir es einzusetzen schaffen, hält das Rad hundert Jahre und mahlt euch alle Körner vorzüglich klein.«

Karimor denkt weiter, wie es ein Erfinder tut: »Wenn wir den Rohstein – ja, ja, ›falls‹ wir geeignetes Material finden – zum Rebenschild verfrachten, würde er wie von selbst den Wasserlauf hinuntergleiten bis nach Fornburg!«

»Nun, Karimor, ich möchte bezweifeln, dass die Tiefe des Flussbetts für einen so schweren Transport genügt. Aber wir werden sehen. Wie gesagt, es hängt davon ab, was die Umgebung an Rohstoffen geben kann. Und bitte vergesst nicht – ich habe keinesfalls vor, eure bestehende Handwerkswirtschaft umzuformen! Trotzdem glaube ich, dass man einige Vorgänge effizienter gestalten kann.«

»Arbeit ist nicht unser Problem, da wir kein Soll zu erfüllen haben«, gibt Lita zu bedenken: »Und wenn wir bis an unser Lebensende an einer Aufgabe werken, so stört es uns nicht, weil Familie und Freunde um uns sind. Da wir genug zu essen und einen Platz zum Schlafen haben. Und weiterhin fehlt uns jedweder Ehrgeiz zur Fortentwicklung. Insofern ist es für die meisten von uns nicht von Bedeutung, wie gut oder schlecht die Eisenwerkzeuge sind oder ob das Fleisch geräuchert oder salzig schmeckt. Das Glas allerdings wäre eine erstrebenswerte Verbesserung unserer Lebensweise.«

»Nun, dann ...« – Wollen sie nun auf meine geologischen Kenntnisse zurückgreifen oder ist es ihnen egal? Die Gemeinschaft scheint nichts von Abstimmungen zu halten.

»Am besten wäre es wohl, du würdest dich zunächst in der Umgebung umsehen und schauen, ob man überhaupt so etwas wie Sandstein, Kohle, Salpeter oder Erz findet. Dann können wir immer noch entscheiden, diese Dinge einzusetzen.«

Diese weisen Worte spricht Anniek zu meiner Seite. Und sie hat recht.